

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wacht im Gebirg. Siebelgruppe von Richard Kissling, Zürich, an der Hauptkuppel des Bundeshauses in Bern.

Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Ein leises Weinen weckte Mila auf. Als sie mit der vorsichtig beschatteten Lampe ans Bett trat, lag Mennechen wach, schlaftrunken und fuhr mit den Armen über die Augen. Es hatte die Milch wieder von sich gegeben: wie einem Baby war sie ihm über die Lippen zurückgekehrt.

Mila lief erschreckt zu Frau Dittmar; die ließ ihre Patience liegen, kam in ihrer Nachtjacke und sah über die Brille weg auf die Kleine.

„Da hat sich die Natur geholfen, das ist bei den Kindern so; daran müssen Sie sich gewöhnen,“ tröstete sie mit ihrer lauten Stimme, und Mila glaubte ihr.

Die Nacht verging, und der Tag brach an. Mila hielt Mennechen im Arm, seine warmen Glieder berührten sie. Nur gerade liegen wollte das Kind nicht. Es hatte die Knie angezogen und drückte den Kopf hintenüber. Leise rieben sich die weißen Zähne auf einander.

Der Tag verging, und die Nacht brach an. Da ängstigte sie das Kind über die Maßen; denn es wies jede Nahrung zurück, lag apathisch und war gelb wie reines Wachs.

Endlich trug sie es nicht länger. Hastig schlüpfte sie in ihr Säckchen, steckte die Nadel durch den Hut und ging zu Frau Dittmar.

„Ich bin gleich zurück, der Arzt muß her.“

Der Arzt! Donald! Sie dachte an gar keinen andern. Drüben am Ufer fuhr eine Droschke im Schritt. Ihre Laternen strachen durch die Dämmerung. Schnell hinüber! Sie prallte an eine dunkle Gestalt, als sie, unter den Bäumen angelangt, einen angstvollen Blick zum Fenster im dritten Stock hinaufwarf, wo hinter den Tüllgardinen ein grünlich schimmerndes Licht glomm.

„Verzeihung!“ murmelte sie und wollte weiter.

„Mila, Fräulein Mila!“ rief eine gedämpfte Stimme hinter ihr.

„Wentgraf, Sie?“

Einen Augenblick blieb sie stehen, als hätte sie Hilfe gefunden; dann hastete sie weiter.

„Mila, was haben Sie?“

Er hatte ihr unter der Laterne ins verstörte Gesicht geschaut.

„Mein Kind ist krank. Ich muß zum Arzt, zu Donald.“ Da griff er ihren Arm.

„Verzeihen Sie, Mila! Seit heute morgen wußte ich, daß Sie hier wohnen. Es hat mich vorbeigetrieben. Das war gut so. Bleiben Sie, gehen Sie hinauf! Ich hole Don.“

„Wentgraf . . .“ stammelte sie.

Er drängte sie zurück, dem Hause zu. Dann rannte er über den Platz; sie sah ihn die Droschke anrufen, einsteigen und den Kutscher auf das Pferd einpeitschen. Da stob sie über die Straße zurück, die Treppen hinauf und ins Zimmer. Sie fühlte des Kindes Händchen, die bald heiß, bald kalt waren, sah seine blicklosen Augen, die bläulichen Schatten darunter, den ergreifenden Alterszug in dem plötzlich schmal gewordenen Kindergesicht. Etwas Mildes, Greisenhaftes war darin. Ein Hindämmern zwischen Schlafen und Wachen, als zöge sich die Seele immer mehr zurück, Schritt für Schritt, langsam, aber unaufhaltsam entschwebend.

Und wieder brannte nebenan der kleine Ofen; aber sein glühendes Rotauge lief jetzt unheimlich durch das halbdunkle Zimmer.

Milas Unruhe, ihre irre Angst sanken in sich zusammen. Nur ihr Herz schlug mit schmerzhafter Gewalt, erschütterte die enge Brust und wälzte das Blut mühsam durch die starren Adern. Und wieder ein Tag, und abermals kam die Nacht.

Ihr Kind lag krank, abwesenden Geistes, ihr fremd in seinen Schmerzen, ein armes Geschöpf, das für sich litt und lebte und starb! Ja, starb! Sie hatte es geboren zwischen Nacht und Tag, entbehrt sein Leben lang, sie hatte es zurückgeholt, um es zu verlieren zwischen Tag



Grabdenkmal in Turgi (St. Margau) von Richard Kissling, Zürich.

und Nacht. Sie hatte gesorgt, gehofft, sie wollte es lieb haben, lieb bis zur Wut; aber es kehrte sich von ihr, scheu, ließ sich keine Zukunft bauen, wurde krank, sterbenskrank und schwand ihr unter den Händen weg. Sie hatte stolz getan, sich Mutter geheißen, sich vermessen ihr Kind durch alle Nöte und Demütigungen zu tragen, und es begehrte das gar nicht, wollte nicht liegen an ihrem Herzen, wollte sie wieder allein lassen, ganz allein. Eine Mutter ohne Kind!

„Bleib' bei mir!“ flüsterte sie tonlos über seinen kleinen zuckenden Leib hin. „Bleib' bei mir, Mennechen; ich hab' dich ja so wenig, ach, so wenig gehabt!“

Aber es hörte nicht, sein Näschen, vor acht Tagen noch so kindlich geformt, unfertig zwischen den rosensfarbenen Bäckchen, stand spitz im blassen Gesichtlein, und

die Stirn war gerunzelt, als wären Jahre des Schmerzes mit ihrem Pfluge darübergegangen.

„Mein Kleineschen, mein liebes Mausichen, ich hab' ja nur dich, bleib' bei mir, bleib' bei deiner Mama! Sie braucht dich ja viel mehr, als du sie!“

Und diese Worte kamen ihr immer wieder über die trockenen Lippen. Sie hatte die Kontrolle über die Zeit verloren, sah nur das feine, wachsgelbe Gesicht, die zitternden seidenzarten Härchen, die irr über die Decke zuckenden kleinen Hände.

Dann war ihr, als sei sie gar nicht in ihrer Körperlichkeit zugegen, als sei ihr Bewußtsein ein Ding für sich, das nun Donalds Eintritt konstatierte, hinter ihm eine kleine schwarze Dame, von einem Herrn gehalten, hereinhumpeln sah und erst nach einer Weile wieder in die Gestalt zurückkehrte, die starr, ohne eine Träne am Bett stand, auf dem das Kind, ihr Kind ans Sterben dachte.

Daß es um Leben und Sterben ging, verriet Dons ernstes Gesicht. Jetzt bat er sie, ihm eine Kerze zu reichen, und leuchtete dem Kind in die Augen. Der Schein spiegelte sich darin; sie sah das Flämmchen über die Netzhaut ziehen.

Und dann die kurzen, dringenden Fragen.

„Das Kind ist gefallen, vor ein paar Tagen wahrscheinlich; wie stark die Erschütterung war, was sich daran geknüpft hat, das zeigt sein lethargischer Zustand. Sie haben's dir wohl vertuscht? Nur

Mut, Mila, Mut und Fassung!“

Als er das Rezept notiert hatte, nahm Wentgraf es ihm schweigend aus der Hand. Mama Horn hatte sich des Ueberwurfs entledigt, den Hut abgelegt und tappte leise auf ihrem ungefügen Wollschuh durch die Stube, um sich nützlich zu machen. Sie hatte einen Blick Donalds erhascht, der ihr sagte, daß er keine Hoffnung mehr nährte. Aber getan werden mußte das Aeußerste. Keine Trostreden, keine Tränen, stille schweigende Tätigkeit!

Wentgraf war zurückgekehrt. Er hatte eine Tochter des Portiers requiriert und schleppte nun selbst den Eimer mit dem Eis herein. Mila ging mit ihm in die Küche, die sie mit Frau Dittmar teilte, und nun wickelten sie die Eisscholle in ein Tuch, und er schlug mit dem Kartoffelstößel darauf, bis es zerkleinert war. Sie hielt

die Eisblase, und er füllte das Eis klein hinein, unbekümmert um die stechenden Schmerzen, die ihm den Arm hinaufzuckten bei der Handhabung der grauen Masse. Starr, ohne ein Wort zu sprechen, sah sie auf seine Hände, als ob es so sein müßte.

„So, nun ist's genug,“ flüsterte Philipp, und sie schraubte den Verschluß auf.

Unter dem braunen Eishelm, der sich über die seidenen Haare stülpte, verschwand das Köpfchen fast.

Die Stunden kamen und gingen, Mitternacht war nahe. Mama Horn saß neben Philipp im Stübchen. Sie blickten in das Schlafzimmer hinüber, wo das Bett im Lichtkreis erschien, Mila zu Häupten, ein Bild starren Schmerzes, Donald ihr gegenüber, die Augen fest auf das Kind geheftet, von dem nichts zu sehen war als zwei geballte Fäustchen. Wie ein aufschwellendes und langsam verhallendes Stöhnen klang es durch die Nacht, wenn die Hochbahn über den Landwehrkanal setzte und sich hinter der Röhrenstraße in den Tunnel bohrte.

Und jetzt flüsterte die tonlose, von Tränen erstickte Stimme der alten Frau drei, vier Worte, die Wentgraf nur mit einem traurigen Nicken beantworten konnte.

„Was wird aus ihr?“

Ja, was ward aus Mila?

Um zwölf Uhr erhob sich der Arzt und kam leise zu ihnen herüber. Mila rührte sich nicht.

„Geh doch nach Hause, Philipp,“ raunte er dem Freunde zu; „es ist ja nichts zu tun für dich!“

Wentgraf schüttelte den Kopf.

„Laß mich, Don! Sie soll nicht sagen, daß ich nicht über das hinweggekommen bin!“

„Du hast, du hättest?“

„Ob ich's gekonnt hätte, weiß ich nicht. Jetzt, wo es so steht, hab' ich das Gefühl, als hätte ich die Courage dazu haben sollen.“ Dann schwiegen sie. Tante Fränzchen war zu Mila ans Bett getreten und nahm Dons Platz ein.

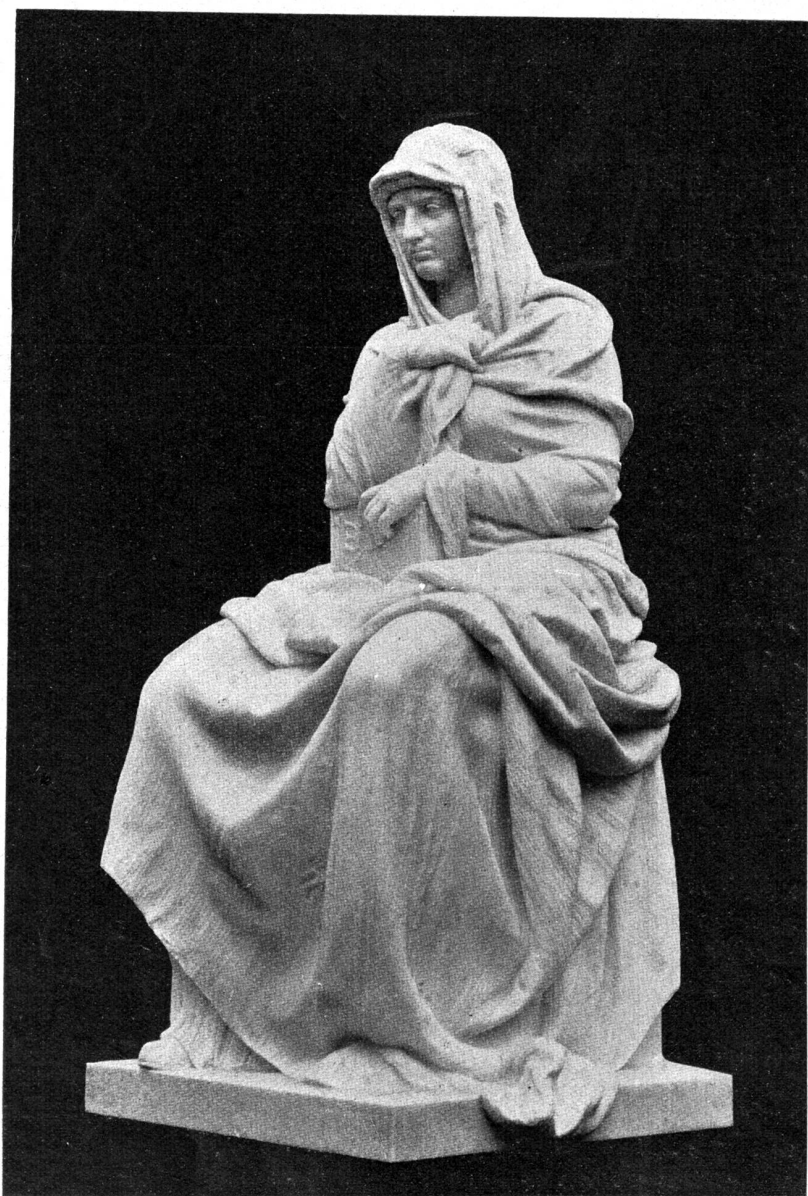
Donald und Wentgraf verließen das Haus. Sie konnten jetzt nichts mehr tun, und Mama Horn war für Mila mehr wert als sie beide zusammen.

Schweigend gingen sie eine Strecke weit. Unter einem Gasandelaber machte Donald Halt.

„Siehst du, Philipp, solange wir nicht die Macht haben, das Leben festzuhalten, solange haben wir auch nicht das Recht, einem vom Leben zu helfen, und wenn's zehnmal sein Wunsch ist!“

Dann trennten sie sich.

Wentgraf ging über die Brücke und am Ufer der Großbeerenstraße zu. Seine bewegliche Phantasie, die gern ins Weite schweifte, entwarf Pläne für Milas Zukunft. Donald hatte ihm den ersten Faden geliefert, mit seinen Worten, an denen er jetzt weiterspann. Von Krankenbett zu Krankenbett zog sich das Gespinnst. Sie durfte nicht sich selbst überlassen bleiben, sie mußte auf-



Grabdenkmal für Professor Bachofen auf dem Rannensfeldgottesacker zu Basel,
Skulptur von Richard Kissling, Zürich.

gerichtet und ihrer meisterlosen Liebe eine neue Aufgabe gestellt werden. Der andere aber, der da das Leben als Bürde empfand, der den Engel, der nach dem kleinen Wesen dort die Hand ausstreckte, gern willkommen heißen hätte, der brauchte Liebe und Pflege. Nicht so sehr die seines Weibes, als die einer andern, geprüften, wunschlos durchs Leben gehenden Frau. Er sah Mila schon an Gunters Bett. Als er soweit war mit seinen Gedanken, riß er heftig den Faden ab. Das Kind lebte ja noch. Eine abergläubische Angst überfiel ihn, als hätte er über das Schicksal des armen Wesens disponiert und ihm das Urteil gesprochen. Ihn fröstelte. Und über diesen Vorwürfen kam ihm auf einmal die Zweck- und Ziellosigkeit seines eigenen Lebens zum Bewußtsein. Die heftige Auseinandersetzung mit Don, als er diesen zu dem Kind rief, trat ihm in die Erinnerung. Ja, er, Philipp, hatte Mila heiraten wollen, und ihm hatte sie zuerst ihre Geschichte erzählt, und nun erlebte er hier der Geschichte klägliches Ende. Als Zuschauer, als Mitleidender, und ein wenig auch als Mithandelnder. Aber ein größeres, befreiendes Gefühl wuchs ihm nicht daraus. Er zwang das Leben nicht, er ließ sich leben. So *laissez vivre*, das Wort war wirklich für ihn geprägt.

Am andern Tag neigte sich Nennchens Köpfchen der

Ruhe zu. Donald war schon in der Frühe gekommen und kurz vor der Sprechstunde noch einmal. Da traf er auf der Treppe mit Wentgraf zusammen. Und als er am Abend wiederkam, fand er Philipp wieder oder noch dort. Hilfsbereit, sich mit weiblicher Geschicklichkeit an der Pflege beteiligend.

Diesmal dachte keiner von ihnen daran, die Frauen allein zu lassen. Mila wußte, was ihr diese Nacht bringen würde.

Es war gegen Morgen, da entfernte der Arzt plötzlich die Eisblase, und auf einmal waren sie in lautloser, atemloser Geschäftigkeit um das Bett her. Und jetzt war die Luft des ganzen Zimmers vom Duft des Kampfers geschwängert, und jetzt trat Donald beiseite, schob Mila heran, ließ ihr das Kind und hob warnend mit einem traurigen Blick die Hand, als er seine Mutter das Taschentuch an die Lippen pressen sah.

Und nun warf Mila noch einmal das Haupt zurück und rief ihn mit ihren entsetzten, tränenlosen Augen zu Hilfe. Aber er bewegte nur still den Kopf, ihr seine Ohnmacht kundzutun. Da wußte sie, daß das arme Seelchen sich nicht mehr halten lassen wollte, und lehnte leise, ach, so leise, als könnte sie es stören im letzten Einschlafen, ihre Wange an seine Stirn. Die war jetzt

glatt und kühl. Die Augenlider flirrten, um das Näschen huschte noch einmal ein Schattenspiel; dann lag es unbeweglich. Sie hielt es noch, hatte es noch im Arm, und doch — obwohl der Körper an ihrem Herzen lag, war ihr, als löste er sich unter ihren Händen langsam auf. Sie sprach kein Wort, weinte nicht, schluchzte nicht, gab ihm keinen Namen mehr; aber mit der innern Stimme sprach sie zu ihm: „Nun gehst du doch, willst nicht bei mir bleiben... Hast keine Mama mehr, brauchst auch keine mehr, gehst, wie du gekommen bist, ohne daß ich etwas dazu kann... Anne, Anne, mein Kleines-



Seerose. Skulptur von Richard Kissling, Zürich.

chen!" Und dann: „Gut' Nacht, nun hast du keinen Hunnu mehr!" Und dann wurde es still in ihr, leer, nichts mehr, kein Klang, kein Echo, und jetzt sank sie in die Knie, war allein trotz der drei Menschen, die hinter ihr standen, trotz der kleinen Schläferin in dem großen Bett, mit leeren Armen, ohne Bürde, ohne Aufgabe: ganz allein!

XVI.

Als Gunter das erste Mal im bequemen, eigens konstruierten Wagen durch den frühlinggrünen, im üppigen Wachstum schwellenden Park fuhr, der sich um die Ruine auf dem Hügel lagert und weit über das Tal in die Rheinebene grüßt, da war ihm gewesen wie einem Genesenden. Von den schwarzen Tannenwäldern des Hochblauens ergoß sich ein würziger Duft, die Mai-sonne streute ihr Gold, die Wiesenbäche sprangen, und im Tal schüttelte ein sanfter Wind den Blüten Schnee von den schwarzen Nesten. Purpurne Blättchen flammten an den Nußbäumen, das lilafarbene Wiesenschaukraut bestickte die Matten, und im Gewipfel des Parks klang Finkenschlag und Amselruf. Auf den glatten gelben Wegen fuhr der Wagen geräuschlos, leise sich wiegend auf den elastischen Federn, und dicht daneben schritt Eva, im hellen Kleid, das sie auf Gunters Wunsch ans Licht gezogen hatte.

So war es gewesen am Tag ihrer ersten Ausfahrt, als er sich von den Mühseligkeiten der Reise erholt hatte. So war es heute wieder. „Der Frühling verschwendet seinen schönsten Mai an uns," hatte Gunter gesagt, als vierzehn Tage lang Morgen für Morgen die Sonne über den schwarzblauen Bergen entbrannte und Abend für Abend in einem Farbenmeer unterging und violette Wogen von den bläulichen Kuppen der Vogesen ins dämmerige Tal fluteten.

Gunter genoß jeden Tag mit Andacht, und nie hatten die Pflichten der Liebe die Gatten einander nähergebracht als in diesen Wochen. Gute Kameraden!

Am Hügelvorsprung, auf dem breiten Parkweg, der rund um die Ruinenkegel führt, stand das fahrbare Bett. Der Diener hatte die Rücklehne steiler gestellt, und Gunter konnte bequem über die geschorene Hecke hinweg ins Tal und in die Rheinebene blicken, deren Felder in roten, grünen und gelben Streifen auseinander flossen. Ackerkrume, junges Korn und gelbflackernder Raps. Die Silberschlange des Stromes zog ihre Schleifen hindurch, und die Eisenraupen der Bahn liefen schwarz,



Seerose (Seitenansicht). Skulptur von Richard Bickling, Zürich.

mit weißen Rauchkämmen geschmückt, an den Nebenhängen hin.

Vom Lawntennisgrund des Hotel Römerbad herüber klangen helle Stimmen, dazwischen verlorene Passagen des Streichorchesters der Kurmusik, das auf der Veranda des Kurhauses konzertierte. Eben bog der alte Herr mit dem Henriquate und dem roten Bändchen im Knopfloch wieder um die Ecke, ging gemessenen Schrittes seines Weges und verschwand an der andern Seite hinter den Larusbüschen, um nach einer Viertelstunde wieder zu erscheinen, rundumgehend, solange das Nachmittagskonzert währte.

„Der gehört mit dazu, nicht wahr, liebes Fräulein?“ wandte sich Gunter lächelnd an Mila, die hinter dem Fahrstuhl an einem Parktisch saß und nun wie aus einem Traum heraus antwortete: „Ja, der gehört mit dazu.“

Sie waren allein, Eva hatte Müdigkeit vorgeschützt und war zu Hause geblieben. Eigentlich das erste Mal, daß er mit Mila allein war, fiel es ihm ein, als ihm ihre Stimme geantwortet hatte. Wenn er sich zurücklehnte, konnte er von der Seite einen Blick auf sie werfen. Ihr Gesicht war nicht mehr so starr wie in den ersten Tagen; aber auch aus den gelösten, schmerzlich besänftigten

Zügel sprach noch ein tiefes Weh. Ein närrischer Kerl, der gute Wentgraf, ihm so ein armes Mädel als Pflegerin zuzuführen! Ein Mädel mit einem Kind, nein, ohne ein Kind. Er habe sie durch Donald Horn kennen gelernt, der das Kind behandelt hatte. Eine sonderbare Geschichte; aber der gute Philipp hatte förmlich darauf gelauert, ob er ihm alles glaube und die Lücken in der unklaren Geschichte auch mit in Kauf nehme, um andernfalls ekelig zu werden. Na, warum denn nicht, wenn Bräuning ihm zuriet, warum sollte er da den Richter machen! Schließlich mußte er ja froh sein, so schnell jemand gefunden

zu haben, der die schwierige Stellung zwischen ihm und Eva ausfüllte und von heute auf morgen mit ihnen fuhr zur letzten Frühlingsfeier. Und Mila war ihm sympathisch gewesen, vom ersten Augenblick an. Er hatte ihr das nie zu verstehen gegeben, das war seine Art nicht; aber als er sie jetzt wieder so fremd dastehen sah, in ihrem dunkeln Kleid zu der Frühlingslandschaft seltsam kontrastierend, da war es ihm, als müßte er ihr ein gutes Wort sagen.

„Fräulein Riesgen!“

Sie wollte aufstehen; aber er litt es nicht, winkte dem Diener, der in der Nähe stand und sagte: „Ein bißchen näher zum Tisch hin . . . So, nun können Sie gehen.“

Und Mila fuhr fort: „Es ist gut für heute, Friedrich, ich werde Herrn Gunter selbst nach Hause fahren.“

Und als Gunter das nicht zugeben wollte, bat sie leise: „Bitte, lassen Sie mich das tun! Ich muß meine Arme wieder gebrauchen lernen.“

Da nickte er.

„Wenn Sie es so meinen, Fräulein Mila!“ Und nach einer Pause: „Darf ich Sie etwas fragen?“

Sie erschrak, faßte sich aber schnell.

„Sie haben mich bis heute — und es sind nun drei Wochen, daß ich bei Ihnen bin — noch nichts gefragt. Woher wissen Sie, daß ich jetzt ein Bedürfnis hab', von dem zu sprechen, was Sie fragen wollen?“

Sie sah in sein farbloses, in den letzten Wochen zur Maske der Resignation erstarrtes Gesicht. Der Bart war ganz ergraut; über das rechte Aug senkte sich halbgelähmt das Lid, das andere aber spendete einen klaren, gütigen Blick.

„So was fühlt man, Fräulein Mila, wenn man darauf gestimmt ist durch so ein von allem Außerlichen löslösendes Leiden.“

„Das mag wohl sein,“ entgegnete sie.

„Ich weiß bloß das Herkömmliche von Ihnen, was man so sagt, wenn es sein muß. Ich habe Sie aber in den paar Wochen so kennen gelernt, daß ich das andere ahne. Und nun sagen Sie mir bloß, ob Sie darüber weggekommen sind!“

Ein trübes Lächeln ging über ihr Gesicht; aber dann atmete sie tief und sprach mit fester Stimme: „Ja, ich bin darüber weggekommen; denn ich lebe ja noch.“ Und dann erzählte sie dem kranken Mann, der so rein nichts mehr war als ein in seinen toten Leib gebannter Geist, vor dem sie keinen Unterschied der Geschlechter mehr empfand, sondern nur noch die Gemeinschaft des Menschentums, erzählte sie ihm die Geschichte von ihrem Kind. Nicht ihre eigene — die war ganz untergegangen in dem Schicksal des kleinen Wesens, das sie vor vier Jahren geboren und zwei Tage und drei Nächte ihr Eigen genannt hatte.



Sonnenblume. Marmorstatue von Richard Kissling, Zürich.

„Es kam so plötzlich, so aus heiterm Himmel! Gerade als sollte ich nicht erst auf die Probe gestellt werden, um zu unterliegen. Als wäre es mit meinem Entschluß getan gewesen. Aber so 'was kann doch unmöglich abgesprachen sein im Himmel! Um mir das zu gut kommen zu lassen, durfte doch das Kind nicht geopfert werden! Aber auf was für Gedanken kommt man nicht, wenn man sich auf einmal vor etwas Unfaßbarem findet. Es war gefallen, früher schon, es hatte ein reizbares Hirn, beim Zahnen waren schon Erscheinungen vom Gehirn her aufgetreten, und nun nahm's es mir eben weg. Da hatte ich nun meine Liebe, mein Muttersein, alles, alles eingebüßt. Bier, fünf Jahre gestrichen aus meinem Leben!“

„So dürfen Sie nicht reden, Misa! Die Jahre sind

Ihnen nicht verloren. Gerade die sind Ihnen ja geblieben. Was da in Ihnen frei geworden ist, das danken Sie dem kleinen Wesen. Stellen Sie sich vor, das hätte nun seine Schuldigkeit getan gehabt, sei so ein kleiner Engel, der Ihnen damals als Kind unters Herz gelegt worden war, damit Sie sich daran aufrichten, und der nun die Flügel wieder aufgemacht hat, nachdem das von damals gelöscht und Sie reif geworden waren! Das ist am Ende kein schlechter Trost. Und nun suchen Sie sich andere Pflichten! Aber was sag ich denn, andere Pflichten! Die üben Sie ja schon. An mir!“

Sie sah, daß er die Hand heben wollte, sie ihr zu reichen, kam ihm zuvor und streichelte sie leise.

(Fortsetzung folgt).

Emile Couvrens Geschichte der Waadtländer-Verfassung von 1803.

Der Titel des bei Bridel in Lausanne und Fischbacher in Paris erschienenen Büchleins lautet: «Comment est née la Constitution vaudoise de 1803». Aus der Form dieser Ueberschrift könnte man eine synthetische, fortlaufende Darstellung der Begebenheiten erwarten, eine etwas ausführlichere Monographie über den Gegenstand, den wir doch schon in Maillefers Festbuch behandelt finden. Das ist es auch in der Tat. Nur müssen wir die Arbeit selbst besorgen. Daß wir in die Lage veretzt werden, es zu tun, das ist das Interesse und der Reiz an diesem Büchlein. Da, macht euch selbst ein Bild zurecht, entwickelt, gestaltet, malt euch aus und abstrahiert nur munter höchstselbst die bleibenden Wahrheiten drin!

Was da geboten wird, ist lediglich eine Urkundenammlung, beredt durch ihre Vollständigkeit. Wer zu lesen versteht, der wird immer lieber die Zeit selbst zu sich reden lassen. «Notes, adresses, petitions, lettres, mémoires, projets sur l'organisation du Canton de Vaud, présentés au gouvernement consulaire français, documents recueillis à Paris» — so lautet der Untertitel.

Es ist ganz unverwundlich, überraschend, wieviel Leben und Farbe da Geschwinde anzunehmen vermögen, die, indem sie sich im wesentlichen rein auf dem Kabinettweg vollziehen, recht trocken oder doch ziemlich undramatisch sich ausnehmen.

Emile Couvren lebt schon seit Jahren in Paris der eifrigen und getreuen Forschung in französischer und heimatlicher Geschichte. Wenn einer, so war er, der solange schon an der Quelle heimisch, berufen, seinen Beitrag zur vom Zentenarjahr frisch angeregten Publikation über die Geschichte seines Kantons zu spenden. Das hat er denn getan und aus reicher Hand.

Schon im Jahr 1898 hat er uns durch eine kurze Broschüre «La France et l'indépendance vaudoise 1797—1798» auf seine bedeutende Teilnahme an der Zentenarpublizistik vorbereitet. Und noch Größeres haben wir zu gewärtigen. Seine Zentralarbeit seit Jahren ist das Leben des Generals Moreau. Man darf sich freuen auf das Buch, das endlich den nationalen Helden des revolutionären Frankreich, der mit seinem Vaterland durch den jäh aufsteigenden Fremden, den Korfen, um seine Rolle und um seinen Ruhm betrogen worden ist, ins richtige Licht stellen will.

Emile Couvren darf für seine Dokumentensammlung umsomehr Aufmerksamkeit offiziell in Anspruch nehmen, als eigentlich die Veröffentlichung von Staatswegen geplant war. Der um die Jahrhundertfeier so hochverdiente Gb. Secretan hatte in ihrem Gefolge dem Großen Rat eine von sechs andern Mitgliedern mitunterzeichnete Motion eingebracht: „Der Staatsrat wird eingeladen, dem Großen Rat Vorschläge zu machen in bezug auf die Erforschung und Veröffentlichung der in den Archiven der französischen Republik deponierten diplomatischen und militärischen Urkunden, welche die Befreiung des Waadtlandes im Jahr 1798 betreffen“. Die Idee fand aber nur

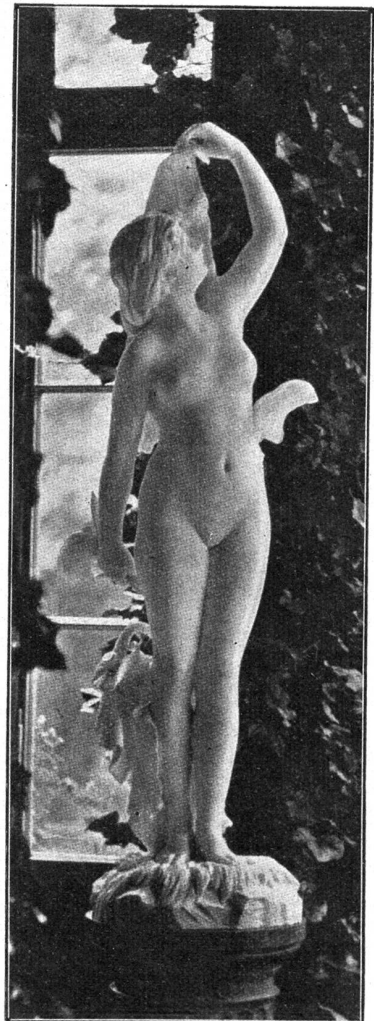
ungenügenden Widerhall. Die Sache verlief im Sand. Es ist eben fidele und für politische Größen dankbarer, Feste zu feiern als sachliche Belehrung zu empfangen und zu geben über das, was man feiert. Aber überflüssig ist

letzteres wahrlich nicht. Und eine zusammenhängendere, leichter verfolgbare Ordnung des Stoffes ist nach dem Pariser Archiv leichter zu gewinnen als in Lausanne. Gemacht ist dieser Anfang waadtländischer Geschichte nun eben einmal von den Franzosen; die Fäden des Réajonements laufen in Paris zusammen. Das gilt aber natürlich nicht nur von den speziellen Befreiungsjahren, sondern für die ganze Periode, bis 1803 ein lebendiger und besonderer Kanton Waadt fix und fertig auf den Weinen steht.

Der Quellen, die da fließen, sind vier:

In den Archives nationales finden sich die Erörterungen im Direktorium, die Beschlüsse in ihrem Zusammenhang, die Resultate der geheimen Polizei (darunter aufgefangene Briefe), dann auch Petitionen, Berichterstattungen, Denkschriften an die französische Regierung. Dies ist wohl die reichste Quelle.

Folgen die Ar-



Mädchen mit Calla.
Marmorstatue von Richard Kissling.